

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 231. Bromberg, den 12. November 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(Schluß.)

Moran überdachte noch einmal die Gründe für Nash' plötzliches Erscheinen in dieser Nacht. Das Ereignis mit seinem schrecklichen Abschluß war klar bis in die letzte Einzelheit. Wohlbedacht hatten Nash und Brent auf ihrem Weg zur Hütte die Talsohle vermieden und sich vorsichtig auf den Höhen gehalten. Nash hatte sich in seiner Unerfahrenheit in den Wäldern verirrt und im nächtlichen Dunkel die verabredete Stelle verfehlt. Daraufhin hatte er von einem Höhenrücken aus Brent durch Lichtsignale seinen Aufenthaltsort anzeigen wollen. Der Gang dieser Geschehnisse stand deutlich vor Morans Augen. Nash lag nun tot in der Tiefe einer finsteren Schlucht. Und Betty? Brent hat sie fortgeschleppt, irgendwohin in einen versteckten Winkel des Gebirges. Es war keine angenehme Vorstellung!

Morans Fäuste ballten sich, Ströme von Schweiß liefen über sein Antlitz, als er sich seine völlige Hilflosigkeit vergegenwärtigte. Im stillen verfluchte er sich selbst, daß er an dieser Verfolgung teilgenommen hatte, verfluchte Harmon und Vermont, daß sie so lange auf sich warten ließen und verfluchte Kinney, weil er das Mädchen allein gelassen hatte. Er war hier festgehalten und hatte nicht die geringste Aussicht, Betty nachzufolgen, und wenn er es trotzdem versuchte und den Tod dabei fand, war das Mädchen ebenfalls verloren. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft kämpfte er das tolle Verlangen nieder, aus seinem Versteck hervorzubrechen. Fieberhaft wartete er auf einen Laut, der nahende Hilfe versprach.

Unruhig stampften die Pferde in dem Dickicht hinter dem Feuer, das in der kleinen Lichtung auf und ab tanzte und phantastische Schatten auf die Umgebung warf. Die harten Gesichter und die bunten Trachten der Männer vervollständigten das wilde Bild, das jedoch keinerlei Wirkung auf die Männer auf der Felsenkante übte. Morans inbrünstiger Wunsch war, die Männer möchten endlich aufbrechen und ihm die Möglichkeit geben, dem Mädchen nachzusetzen. Kinney betrachtete die Situation kühler und in anderem Lichte. Wenn die Bande die Nacht durchreiten und sich erst in einiger Entfernung zerstreuen wollte, so würde Brent ihnen ohnedies mit dem Mädchen nachfolgen. Es mußte auf jeden Fall vermieden werden, die Bande geschlossen abziehen zu lassen, falls Harmon und Vermont nicht rechtzeitig eintrafen.

Nach und nach wurde die Gesellschaft am Feuer unruhig. Man äußerte die Absicht, ohne Nash und Brent, die längst fällig waren, aufzubrechen. Seely gähnte und streckte sich. Er sprach von Harte und wußte es sich nicht zu erklären, warum er nicht zurückgekehrt sei. Die Leute ahnten nichts von dem Zusammenstoß in der Nähe der Hütte. Ihre Worte waren ein schlagender Beweis dafür, daß sie erst durch Nash von der Existenz dieser Hütte erfahren hatten. Sie wußten auch nichts von Kinneys Ankunft, noch daß Moran die Hütte vor einigen Tagen verlassen hatte. Nash hatte bestimmt damit gerechnet, daß die Situation dort unverändert wäre und daß Brent in der Hütte bloß Moran und Betty antreffen würde.

Siggens, Fox Jarrat und Cole sprangen auf. Ruhelos liefen sie um das Feuer herum. Hanlin ging aufgeregt hin und her. „Zum Teufel!“ brach er los. „Gehen wir doch, Brent wird schon wissen, wo er uns zu suchen hat.“

Kinney hatte sich auf den Knien erhoben. Die Zweige, die ihm bisher so freundschaftlichen Schutz gewährt hatten, schienen ihn jetzt zu behindern, als er nun hinunterlugte auf die Männer, die rund um das Feuer versammelt waren. Er schüttelte den Kopf und senkte den Lauf seiner Büchse, während er sich zu Moran hinunterbeugte.

„Versäume den Augenblick nicht und mach' dich rasch davon, um nach Betty zu sehen,“ flüsterte er. „Viel Glück, Junge!“

Der alte Mann sprang von seinem Versteck zu Boden und begann zu schießen.

Im nächsten Augenblick stand Moran neben ihm, der scharfe Knall des Repetiergewehres wechselte ab mit dem schrecklichen Gedröhne von Kinneys Mordwerkzeug.

Siggens und Cole sanken neben dem Feuer nieder. Jarrat machte drei ruckartige Schritte und stürzte zusammen. Hanlin griff nach seinem Gewehr, aber schlaff fielen seine Arme zurück. Die verzweifelte Wut in seinem Antlitz wich einem Ausdruck blanken Erstaunens. Er preßte die Hand aufs Herz, drehte sich auf seiner Ferse und stürzte vornüber.

Der Rest stob davon, um den Schutz der Bäume zu gewinnen. Die Überraschten bemühten sich, die scheugewordenen Pferde, die sich bäumten und ausschlugen, mit der einen Hand loszubinden, während sie mit der anderen in die Richtung der Angreifer zurückfeuerten. Die Geschosse prallten gegen die Wand hinter Kinney und Moran, an der sie sich unter gefährlichen Splittern des Gesteins abplatteten. Eines der Pferde, unbändig vor Schreck, ging mit seinem Reiter durch und sprengte mitten in die Lichtung. Kinney lud frisch, Moran feuerte seine letzte Patrone ab. Das Pferd machte einen Seitensprung, schlaff sank Seely im Sattel zusammen und glitt zu Boden, worauf das Pferd wieder im Dunkel verschwand.

Die Bande dachte nämlich, Vermonts Leute hätten sie überrumpelt und in wahnsinniger Angst trachtete jeder, ein Pferd zu besteigen, um Hals über Kopf davonzujagen. Da hörte man schon den Klang dröhnender Hufe, der donnernd widerhallte, als ein Dutzend Pferde im rasenden Galopp in den Eingang der Schlucht stürmte. Unter Jauchzen und Johlen warfen sich die Bar T-Leute vom Sattel und versperrten die Schlucht. Einige der Verbrecher warfen ihre Pferde herum und flüchteten die Schlucht aufwärts, doch sie mußten sofort kehrtmachen, denn von dort begrüßten sie Vermonts Burschen mit einem Hagel tödlicher Geschosse. Das Gefecht löste sich bald in Einzelkämpfe auf und das Aufblitzen der Gewehre zeichnete glühendrote Striche in die schwarze Nacht.

Moran schlich sich zum Ausgang der Schlucht, indem er sich knapp neben der Wand hielt. Als er dort heil angekommen war, warf er sich auf das erstbeste Bar T-Pferd, das er fand. Einer seiner Freunde feuerte auf ihn, während er über das Felsgeröll davonklapperte. Er peitschte sein Pferd, um so schnell als möglich zur Hütte zu kommen. Erst jetzt fiel ihm ein, daß Blitz zu Betty geeilt war. Wenn er den Hund noch dort antraf, so konnte er ihn auf Brents Spur hetzen. Jetzt segnete er auch die Eingebung, die ihn veranlaßt hatte, Blitz als Botengänger auszubilden. Wenn das Mädchen nicht mehr in der Hütte war, so verfolgte der Hund sicherlich bereits ihre Spur. Moran kannte die furchtbaren Kampfeseigenschaften des Hundes, wenn er gereizt wurde. Bei dem geringsten Verdacht, daß Brent ihr etwas

antun könnte, würde es einen verzweifelten Kampf absetzen und möglicherweise konnte Betty unter dem Schutz seines wilden Angriffs entkommen, wenn er nur die Situation rechtzeitig erfaßte und Brents Absichten durchschaute, bevor dieser noch Zeit hatte, ihn zu erblicken und von der Schußwaffe Gebrauch zu machen!

Morans Pferd stolperte, gewann wieder das Gleichgewicht und taumelte weiter. Er ahnte nichts Gutes und stieg ab. Mit gesenktem Kopf stand der Gaul still und beim Schein eines Streichholze sah Moran einen Blutstrom, der bei jedem schweren Atemzug aus des Tieres Flanke sprudelte.

Die Schießerei hatte längst aufgehört und er wußte, daß die Bande bis auf den letzten Mann abgetan war. Er nahm sein Gewehr und lud es frisch. Während er das Pferd abseits führte, damit der Körper den Weg nicht versperre, kam der heiße Wunsch über seine Lippen, Blitz möge das Mädchen gefunden haben .

Aber Blitz hatte sie nicht gefunden!

Die Hütte war längst verlassen und Bettys erkaltete Spur vermischte sich mit der von Brent. Ohne einen Augenblick zu zögern, nahm er die Fährte auf und während er dahinstürmte, schien er sich verdoppelt zu haben. Zweierlei Geist trieb denselben Leib hinter dieser Doppelspur her, dem Mädchen nach, das er mehr liebte als alles andere auf Erden, und zu gleicher Zeit hinter einem Feind einher, den er bis in den Tod haßte. Der Hund wollte das Mädchen einholen und mit seiner Liebe schützen; der Wolf gierte danach ,Brent zu erreichen und sich mit seiner ganzen Wut auf ihn zu stürzen. Wie oft in vergangenen Tagen hatten diese beiden Gegenpole in seinem Wesen einander widerstritten. Zum erstenmal in seinem Leben vereinigten sich nun die Gegensätze und stachelten ihn zu toller Eile an, immer der Fährte nach, von der ihn nichts abbringen konnte als der Tod.

Sie führte ihn einen Rücken entlang, der sich bis zur niedern Wasserscheide zwischen dem Thoroughfare und dem Yellowstone erstreckte. Dort waren beide stehengeblieben, bis Brent sich überzeugt hatte, daß Nash verschwunden war. Aber Blitz machte nicht halt, die Spur wurde wärmer und schon donnerte in seinen Ohren das Tosen des Kampfes in der Schlucht. Es hörte auf, als er die Sohle der Schlucht erreichte. Die zwei, die er verfolgte, hatten den Yellowstone durchwatet und die Fährte wies nun geradeswegs zur Mündung des Atlantic. Eine Meile von der Mündung entfernt hörte Blitz in kurzer Entfernung einen einzelnen Schuß; — es war der Gnadenschuß, mit dem Moran dem Elend des verwundeten Gauls ein Ende machte. Ihm folgte ein Schrei, der Blitz in einen rasenden Teufel verwandelte.

Brent war stehengeblieben, als er den Lärm des Kampfes vernahm und hatte kehrtgemacht, sobald das Schießen aufhörte. Der Schrei war Bettys Hilferuf gewesen und galt dem Manne, der den letzten Schuß abgefeuert hatte. Es folgte kein zweiter Schrei, denn Brents Faust verschloß des Mädchens Mund. Aber der hatte genügt, um Moran und Blitz in wilden Sätzen der Stelle zueilen zu lassen.

Blitz wirbelte vorwärts mit dem letzten Aufgebot seiner furchtbaren Schnelligkeit, in dem Bewußtsein, daß es diesmal galt, einen Feind zu töten. Sein Rachen geiferte und Schaum spritzte zurück auf das seidige Fell. Die gelben Augen waren blutunterlaufen, sein ganzes Herz trieb ihn vorwärts und die kochende Lust, seine schrecklichen Fangzähne in des Mannes Leib zu senken, der den Schrei verursacht hatte.

Schon bekam er von vorne die Witterung der Körper und jetzt sah er Brent vor sich, der einen Pfad herabgestiegen kam. Mit der Linken hielt er des Mädchens Handgelenk umklammert und schleppte sie hinter sich her. Brent machte eine halbe Wendung und griff nach seiner Waffe, als er Moran den Pfad herabstürmen hörte.

Da sprang ihn ein dunkler Schatten an und schreckliche Zähne schnitten in den Arm, der das Mädchen festhielt. Sein Griff wurde locker, Betty riß sich los und floh. Moran überrannte sie fast und umschlang sie heftig. Ein Schuß aus Brents Waffe versengte des Hundes Fell, der eben zum zweitenmal angriff. Diesmal packten die Zähne die Hand, die die Waffe hielt, und zermalmten knirschend die Knochen. Brent war ein starker Mann. Verzweifelt schlug er um sich und stieß mit seinen schweren Stiefeln nach dem Angreifer. Sein Kopf streifte einen dürren Ast, mit einem einzigen Ruck brach er ihn vom Baum und der Knüppel sauste durch die Luft. Er brüllt wie ein kämpfendes Raubtier, während er dieses Entsetzliche abzuschütteln suchte, das ihn mitten in der schwarzen Nacht angesprungen hatte.

Der Kampf war kurz. Brent stürzte und bevor er sich noch erheben konnte, durchschnitten die Zähne, die mit so manchem zähen Elchbullen fertig geworden waren, seine weiche Kehle. Einen Augenblick war Schweigen unter den Bäumen . . .

Dann aber ertönte ein Schrei durch das Tal, ein Schrei, der von den Felsen widerhallte — der wilde, triumphierende Ruf des Wolfes, der getötet hat.

•

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Den Bewohnern der eleganten Vorstadt, die sich an die letzten Ausläufer des Gebirges schmiegte, kam es gar nicht in den Sinn, in die Abkunft des großen, grauen Hundes, der seit so vielen Jahren unter ihnen lebte, argwöhnische Zweifel zu setzen. Jedermann hielt ihn für einen Hund von edler Rasse aus irgendeiner seltenen Zucht, der weder bellte noch schnappte. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß Blitz je beißen sollte.

Neuschnee war gefallen und die Vorstadtbewohner beobachteten aus ihren Fenstern ein gewohntes Schauspiel: Draußen auf dem ansteigenden Fahrweg lief der riesige, graue Hund mit seinem eigenartigen gleitenden Gang. Er zog einen Schlitten, den ein sechsjähriger Knabe unter unaufhörlichen Jubelrufen lenkte. Kein Zeuge dieses frohen Bildes ahnte etwas von dem grimmigen Kampf, der Blitz' Seele zerriß. Wer dachte denn auch daran, daß eben die Brunstzeit der Wölfe gekommen war!

Als die Nacht anbrach, eilte Blitz hinweg und lief viele Meilen weit hinauf in die Berge. So wie einstens begleitete ihn auch heute nacht ein Rudel gespenstischer Schatten, diesmal aber schloß die Jagd mit keinem wirklichen Töten.

Es war eine jener wundervollen stillen Nächte, wie sie um diese Zeit des Jahres zu kommen pflegen. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich in den Zweigen der Bäume. Die Temperatur war genau auf dem Nullpunkt und die Natur schien gleichsam im Schwebezustand, unschlüssig, ob sie Wärme mit Tauwetter oder Kälte mit Frost spenden sollte.

Blitz hielt auf einer Anhöhe, von der aus man die Stadt überschaute. Hoch aufgereckt stand er dort und sein mächtiges Haupt streckte sich vorwärts.

Pferde und Kühe erstarrten in ihren Ställen, als der Schrei ihr Ohr erreichte. Alles umherstreifende Getier weit und breit blieb stehen auf seinen Wegen. Das Blöken ferner Schafherden verstummte. Und unten im Städichen brach man jäh die munteren Gespräche ab.

Die Bewohner der Vorstadt konnten sich den sonderbaren Schauer nicht deuten, der eiskalt über ihren Rücken lief. Nur zwei Menschen, Clark Moran und sein Weib, wußten um das Geheimnis, wußten, daß es der Wolfsschauer war, der sie schüttelte. Der Schrei des letzten grauen Büffelwolfes war erschollen, der nach dem Weibchen rief — ein Ruf, dem nie mehr Antwort werden sollte.

—: Ende. :—

Herbstsegen.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Es war still in der Pension „Erika“ geworden. Die wenigen Sommergäste, die übrig geblieben waren, schienen es nicht zu merken, daß die Tage kürzer und die Blätter welk wurden; und die Sonne selbst schien mit Licht und Wärme viel Versäumtes aus regennassen Julitagen nachholen zu wollen. Da ging mit Rita Berg, der schlanken Frau, die viele Wochen scheinbar zufrieden und sorgenfrei hier gelebt hatte, eine allmähliche Veränderung vor. Sie stand oft vor dem Spiegel und fuhr mit der Hand prüfend über das mit vielen grauen Fäden durchzogene Haar und das immer noch schöne Gesicht, das, namentlich wenn ein Lächeln es verschönte, getrost jünger als fünfundvierzig Jahre gelten konnte. Und Frau Rita hatte auch, losgelöst von der gewohnten Umgebung in der Stadt und frei geworden in innerlicher Hingabe an die Natur, ganz andere Gedanken als beiseite zu stehen wie die Alten. —

Das alles aber wohl nur, weil noch der junge Jürgen Wels im Hause war, ein unberechenbarer, etwas sentimentaler, aber immer liebenswürdiger Maler, mit dem Rita Berg oft nach den Mahlzeiten noch eine halbe Stunde zusammen saß und über Bücher, Bilder oder neu entdeckte Schönheiten der Natur sprach. In der Art, wie sie sich am Morgen und Abend grüßten, lag fast Kameradschaftlichkeit, aber den Tag über war Wels doch allein, im Wald, auf den Hügeln oder auf dem See, — ja, er versteckte sich mitunter, denn ihm war ein wenig bange vor der Frau, vor deren Geist er mit seinen wirren Anschauungen nicht zu bestehen glaubte, und die ihm ihr Seelenleben mit einer Offen-

herzigkeit entgegen trug, die ihn verlegen und still machte. Und es quälte ihn, daß er sich bisweilen verstellen mußte. —

„Störe ich?" Mit dieser Frage überraschte sie ihn einmal, als er mit seinem Skizzenbuch am Ufer des Sees lag. Sie setzte sich zu ihm, um zu sehen, was er gearbeitet hatte. Aber die Blätter waren leer.

„Es ist so schwer", sagte Wels, „dies zu malen: Wie die Natur allmählich ein bunteres Kleid anzieht, das doch verlockender sein müßte als das eintönige Sommerkleid, und wie doch etwas Wehmütiges in der Luft liegt, eine Ratlosigkeit, die Furcht vor dem Sommerende . . ."

Sie legte ihre Hand auf seine und sagte: „Warum denken Sie an den Herbst, lieber Freund? Wenn wir es nicht wollen, kommt er auch nicht für uns."

Er sah beklommen auf die gepflegte, weiße Hand und dachte: Nun bin ich vielleicht töricht, wenn ich sie in dieser Einsamkeit nicht küsse — und dann hob er den Kopf und sah das ergraute Haar der Frau . . .

Schweigend gingen sie nach der Pension zurück. In Rita Bergs Zimmer brannte lange das Licht, aber die Frau schlief nicht, sondern horchte mit wachen Sinnen in den frühen Abend hinaus, der Garten und Wald in seinen dunklen Mantel hüllte. Plötzlich stand sie mit brennenden Augen am offenen Fenster — da war ein Flüstern unten, Lachen und Küssen — und es war nicht schwer, aus den abgerissenen Worten den Maler und Gertrud, die Tochter des Wirtes, zu erkennen — —

Am Morgen saßen sich Rita Berg und Wels wie immer gegenüber. „Ich fahre heute abend ab", sagte die Frau. „Aber Sie werden wohl noch lange hier bleiben?"

Da begann der Maler langsam und stockend zu sprechen: Daß er mit aller Unbeherrschtheit seiner Jugend dieses Mädchen im Hause liebe, daß er — der Wald draußen weiß es — wiedergeliebt werde, aber daß auch er fortmüsse und nicht einmal den Glauben habe, daß von dieser Liebe etwas übrig bleibe.

„Es ist ein Sommertraum für sie gewesen", sagte er. „Die Blätter werden fallen, und meine Spuren zudecken. Wenn der Herbst da ist, wird Gertrud nichts mehr von mir wissen —"

Mit seltsam gepreßter Stimme fragte Rita Berg: „Warum erzählen Sie gerade mir dies alles?"

Da antwortete er schlicht: „Weil Sie mich an meine Mutter erinnern."

— — Der Kopf der Frau war tief herabgesunken. In ihrem blassen Gesicht verriet sich nichts von den fremden Gedanken, die durcheinander wirbelten und dann aufgescheucht davonflogen. Doch es blieb ein helles, befreiendes Erkennen: Er, der jung ist, fürchtet sich vor dem Herbst und ist ratlos, unstet und voller Zweifel — ich aber trage den Reichtum vieler erlebter Jahre in mir, die mich verstehend, wissend und gläubig machten — wie froh muß ich des Herbstes sein, daß durch ihn ich Mütterlichkeit schenken kann —!

Drei Stunden später führte der Zug sie an kahlen Feldern vorbei: Der Wind warf ein paar gelbe Blätter durchs Fenster auf ihren Schoß. Aber es war nichts von Wehmut in den dunklen Augen der Frau. —

Die Zukunft der Ozean-Luftverbindung.

Von **Charles A. Lindbergh.**

Dem Buche des Ozeanfliegers Charles A. Lindbergh „Wir Zwei" entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis des Verlages F. A. Brockhaus nachfolgendes Kapitel über das Verkehrsflugwesen. Die Schriftl.

Im Herbst 1926 begann ich zum erstenmal die Möglichkeit des Ozeanflugs von Newyork nach Paris zu erwägen. Aber ehe ich die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen im einzelnen erzähle, möchte ich hier noch einige Worte über die Zukunftsmöglichkeiten des Flugverkehrs sagen.

Wenn man die Luftfahrt mit anderen Verkehrsmitteln vergleicht, sollte man gerechterweise nie vergessen, daß die Flugmaschine erst fünfundzwanzig Jahre alt ist. Die Gebrüder Wright unternahmen ihren ersten Flug in Kitty Hawk, Nordkarolina, im Jahre 1903, und im Jahre 1927 gibt es bereits einen Luftdienst mit großen Flugzeugen über lange Entfernungen und unter allen Wetterverhältnissen!

Der erste Aeroplan war eine gebrechliche Maschine, die nur bei gutem Wetter brauchbar war, und das Fliegen war in jenen Anfangstagen des Luftsports selbst bei größter Vorsicht ein recht gefährliches Geschäft.

Heute dagegen kann eine gutgeleitete Luftverkehrslinie in bezug auf Sicherheit mit jedem anderen Verkehrsmittel wohl in Wettbewerb treten.

Die Schiffahrt hat ihren augenblicklichen Hochstand erst nach einer Entwickelung von Tausenden von Jahren erreicht. Die Eisenbahnen pflegten noch vor weniger als hundert Jahren ihre Züge über Nacht halten zu lassen, mit der Begründung, daß das Fahren in der Dunkelheit zu unsicher wäre. Die Automobile sind nach fast vierzigjährigem Fortschritt immer noch von der Güte der Straßen abhängig.

Das Flugzeug indessen hat in weniger als einem Vierteljahrhundert sich seinen Platz unter den wichtigsten Verkehrsmitteln erobert und marschiert heute überall da, wo Schnelligkeit eine Rolle spielt, und in unwegsamem Gelände an der Spitze.

Allerdings ist die Entwickelung bis in die letzte Zeit zum großen Teil vom Militärflugwesen aus bedingt worden. Die Kosten des Flugzeugbaus und der Konstruktion neuer Typen waren so groß, daß Privatgesellschaften es sich nicht leisten konnten, von militärischen Gesichtspunkten unabhängige Typen zu schaffen.

Solange das Flugzeug noch im Stadium des Experiments steckte, waren die Einnahmen aus Flugunternehmungen nur zu oft geringer als die Unkosten. Infolgedessen empfing die Entwickelung während der frühen Zeit ihren Hauptansporn durch die Regierung, mit dem Erfolg, daß die Flugzeuge viel mehr nach ihrem Nutzen für den Kriegsfall beurteilt wurden als in bezug auf Sicherheit und Wirtschaftlichkeit des Betriebs. Bei einem Kriegsflugzeug muß der Gesichtspunkt größter Sicherheit dem der leichten Manövrierfähigkeit geopfert werden, und die Wirtschaftlichkeit tritt hinter dem militärischen Zweck zurück.

Die Entwickelung des Verkehrsflugwesens ist in den Vereinigten Staaten lange durch die mangelnde Unterstützung von seiten der Regierung aufgehalten worden. Doch gerade das Fehlen dieser Unterstützung wird sich für die Zukunft als ein großer Vorteil erweisen. Eine Fluglinie, die Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln erhält, zieht bei all ihren Plänen diese Unterstützung in erster Linie in Erwägung. Die Luftlinie lebt von dem Zuschuß, und ihr Wachstum wird durch die Zuschüsse bestimmt. Jahre können darüber hingehen, ehe der Augenblick der Unabhängigkeit von den Zuschüssen erreicht wird und die Einkünfte die Ausgaben übersteigen.

Eine von staatlicher Beihilfe freie Luftverkehrsgesellschaft dagegen ist in der Lage, sich gonz auf die Bedürfnisse einzustellen. Wenn der Verkehr stark genug wird, um mehr oder größere Flugzeuge in Dienst zu stellen, ist ein größerer Gewinn die Folge, und sie hat nicht nötig, eine Erhöhung des Zuschusses zu verlangen oder die Fahrpreise heraufzusetzen, um die Überzahl der Fahrgäste abzuschrecken.

Das Flugzeug ist jetzt in das Entwickelungsstadium eingetreten, wo der Flugzeugbedarf für den Verkehrsdienst genügt, den Bau von Flugzeugtypen unabhängig vom Gesichtspunkte ihrer militärischen Brauchbarkeit zu lohnen. Und mit der Einführung des reinen Verkehrsflugzeugs geht eine Verringerung der Betriebskosten Hand in Hand, wodurch den Flugverkehrsgesellschaften eine gesunde finanzielle Basis gesichert ist.

Ich zweifle nicht daran, daß in ein paar Jahren die Vereinigten Staaten von einem Netz von Passagier-, Post- und Expreßfluglinien überzogen sein werden.

Der Luftverkehr über den Atlantischen Ozean ist noch eine Frage der Zukunft. Langer Versuche und sorgfältiger Studien wird es noch bedürfen, ehe ein Flugzeugverkehr in irgendeiner regelmäßigen Form zwischen Amerika und Europa in die Wege geleitet werden kann. Vielmotorige Wasserflugzeuge mit Zwischenlandungsstationen längs der Route werden schließlich einmal die Ozeanfluglinien Wirklichkeit werden lassen. Aber ihre Entwickelung kann nur auf dem dauerhaften Grunde der Erfahrung und vollkommenen Ausrüstung erzielt werden.

Unser Glück.

Es hat die Nacht die bleiche Hand erhoben
Und tausend Sterne hingesät.
Durch mondeshelle Lüfte weht
Zitternd die Sehnsucht von dort oben — —

Und steigt hinab, von Licht und Traum umschlungen,
Und drückt das Glück in unsre Hand.
Da hat sich von der Himmelswand
Ein weißes Sternchen losgerungen.

Adolph Donath

Die Napoleonskiefer in Bankau.

Von Friedrich Just.

Im Juni 1927 verlebte ich einige schöne Tage in Bankau. In Warlubien steigt man aus dem Bromberg—Dirschauer Zuge und hat nach der Weichsel zu noch etliche Kilometer mit dem Wagen zu fahren. Vor dem Gutsgehöfte breiten einige hundertjährige Eichen ihre Kronen aus. Das Rittergut Bankau wird im Jahre 1295 in einer Schenkungsurkunde des Bischofs Wislaus von Leslau an die Kirche in Komorsk als dezempflichtiges Dorf zum ersten Male urkundlich erwähnt. Um 1350 verlieh der Hochmeister Heinrich Dusmer Bankaw und Plochozin „unserem getreuen Heinrich von Frischenbach und seinen rechten Erben [1]) zu Magdeburgischem Rechte mit der Verpflichtung „und von den vorgeschriebnen guttern Solln sie uns dienen widder all unser Feinde, wenn sie vor uns bestehen werden“, d. h. wohl „wenn wir sie nicht von unserem Lande abhalten können.“

Um 1385 verlieh der Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein an Heinrich und Jestken von Brizzenbach die Güter Plocheczin, Bankaw und Krzyfino zu Meideburgischem Rechte abweichend von dem sonstigen Brauche der Verpflichtung zu persönlichem Kriegsdienste mit dem Vorrechte der weiblichen Erbfolge: „Undt geschehe es das dieselben, Heinrich und Jeschke oder ihre Nachkömmlinge ohne Erben vorsterben, so sollen die vorgenannten gueter ewiglich erben an die frawen oder an die jungfrawen gleich als an die Knechte oder die ihn die negsten sindt oder werden mögen.“ 1420 wird ein Niclas von Bankaw erwähnt. Um 1469 ist die edle Frau Barbara Schoffynne vom Banckaw Besitzerin der Hälfte der drei Güter, verkaufte diese an den Stadthauptmann von Neuenburg, Nynognew von Jasziona und vermachte in ihrem Testamente „bey ere guten vornumpfft“ zu „erer zelen zelikeyt“ 115 Mark [2]) zu kirchlichen Zwecken, während nur 40 Mark der Tochter Katharina bleiben sollten. Der Neuenburger Stadthauptmann kauft auch die andere Hälfte von Simon Swasalla mit Zustimmung von dessen „Hawsfraw, der Edlen Frawe Brigida von Bankow“. 1597 war der „edle Sebastian Czapski“ Besitzer von Bankau. Nach polnischen heraldischen Nachrichten soll um 1454 ein Hugo von Hutten, aus einem oberdeutschen Geschlecht, Bankau besessen haben. In den Quellen der Ordenszeit kommt der Name Hutten zwar nicht vor, aber da der eingesessene Adel sich in der Regel nur mit dem Vornamen oder besonderen Eigennamen bezeichnete, kann der Besitzer von Bankau auch Schoff von Hutten geheißen, aber sich gewöhnlich nur Schoff genannt haben. Von Schoff könnte auch der Name Czapski, den man meist als Polonisierung des Hutten, czapka — Hut, erklärt, herkommen. Jedenfalls war seitdem Bankau Stammgut der Grafen Hutten-Czapski. 1818 kam es in den Besitz des Ignatz von Dragoslaw-Skorzewski und 1824 in den des Andreas von Götzendorf-Grabowski. Im Jahre 1840 erwarb Gustav Gerlich Bankau für 40 000 Taler. Seitdem ist Bankau in dem Besitze der Gerlichschen Familie und hat durch seine Schafzucht und die jährlichen Bockauktionen einen bedeutenden Ruf in landwirtschaftlichen Kreisen.

Im Walde ist die Napoleonskiefer die Hauptsehenswürdigkeit. Inmitten von hohen Kiefernstämmen, die leider auch durch den Forleulenfraß gelitten haben, reckt ein kahler Baumstamm, wie eine alte Baumruine, seinen merkwürdig gedrehten Stamm und die gewundenen dürren Äste gen Himmel. Als Bankau in den Besitz der Gerlich'schen Familie kam, konnten sich die ältesten Gutsarbeiter dieses seltsam gewundenen Baumes nur in der gegenwärtigen abgestorbenen Gestalt erinnern, sodaß man das Alter des Baumes auf mindestens 200 Jahre festsetzen muß. Die Drehwüchsigkeit hat eine Sagenbildung veranlaßt. Als der Kaiser Napoleon — so erzählt man sich in der Gegend — in Bankau in Quartier lag, erregte sein Koch durch ein schlechtes Gericht seinen besonderen Verdruß. Der Kaiser geriet dabei in solchen Zorn, daß er den Koch an einer starken Kiefer aufhängen ließ. Der Baum aber wurde darüber von solchem Schauder erfaßt, daß er sich drehte. Seitdem hat jene Kiefer den Namen Napoleonskiefer.

Ich stieg vom Wagen ab und besah mir den alten Baum genauer. Da sah ich, wie aus einem Loche, etwa 5—6 Meter über dem Erdboden, lustig Bienen im Sonnenscheine flogen. Damit war für mich das Rätsel der Napoleonskiefer gelöst. Es ist eine alte Bienen- oder Beutkiefer, deren es in altpolnischer Zeit viele gab. Große Waldflächen waren damals unaufgeforstet und mit Heidekraut bewachsen. Da lohnte sich die Imkerei. Die Bienenwohnungen, Beuten genannt, wurden durch Einhauen von Höhlungen in besonders starke Stämme gewonnen. Die Imker bildeten eine besondere „Brüderschaft“, eine geschlossene Beutnerzunft, deren Rechte und Pflichten durch bestimmte Verordnungen geregelt waren. Besonders verboten war ihnen das Ausbrennen der Waldungen, durch das sie die Verjüngung des Heidekrautwuchses bewirken wollten, aber auch den gesamten Nachwuchs der Waldbäume vernichteten oder beschädigten.

Aus einem alten Beutnerrecht mögen einige Artikel hergesetzt werden:

„Alle Bühtner sollen gehalten sein Nach alter von Kreutz herren her rührender gewohnheit (welche Anno Ein Tausend Sechs hundert und Viertzen [3]) durch den damahls gewesenen gnädigen Herren auff gesetzet vnd in der Revision beschriben) in den Waldungen allen schaden auff das Fleisichste zu wehren vnd einen jeden schaden, welcher sich zusehntlich zugetragen, auff den Stock anzeichnen, um vor gesetztem gerichte auffrichtig, wahrhaftig vnd Keinen schonend ansagen, bey so vielfältiger Straff, so vielfältig ein Jeder nicht fleißig sondern unachtsam hierinen sich erfinden lassen würde, dem schlosse zwei Gülden, der Brüderschaft Einen gülden Straff ...

Welcher die Bihnen wegnehmen oder verhindern würde, daß dieselben durch ihre Bütenlöcher nicht könten nach ihrem gefallen in die Büten hinein ziehen, derselbe verbricht Zehen gülden Straffe und an die Brüderschaft Eine tonne Bier . . .

Welcher sein Zeichen auff eine andere schon ausgezeichnete Fichte gezeichnet hatte oder eine fremde ausgezeichnete Fichte zu seinem Nützen gebräuchen wollte, derselbe giebt dem Herrn zehn gülden und der Brüderschaft Eine tonne Bier . . .

Welcher überzüget würde, daß Er vor die Bienen abgöttische vnd unzuläßliche sachen sich zum Nützen, andren aber zum schaden gebrauche, derselbe soll von der Brüderschaft verstoßen vnd, woferne Er sich der Hexerey gebrauchet, verbrannt werden . . .

Welcher mühtwilliger vnd vorsetzlicher weise eines anderen Bienen stehlen oder heimlich ausstoßen möchte, derselbe soll ohne eintzige Barmhertzigkeit mit dem galgen bestraffet werden . . .“

Im 18. Jahrhundert war die Beutnerei in der Tucheler Heide so verbreitet, daß nach einer Schätzung im Jahre 1772 bei der Übernahme Westpreußens durch Friedrich den Großen in den staatlichen Forsten 20 000 Beutstämme vorhanden waren. Noch 1802 hatte der Forstberitt Schwetz 2520 Beutkiefern. Später hörte die Beutnerei auf, die Anlage neuer Beutkiefern ward gesetzlich verboten und die alten wurden abgehauen. So sind nur noch wenige Beutkiefern erhalten. Die Napoleonssage hat wohl die Bankauer Beutkiefer vor der Vernichtung gerettet.

---

[1]) d. h. ritterbürtigen männlichen Erben.

[2]) eine Mark hatte damals großen Wert; sie galt 2 Taler Silberwerts, etwa 8 Taler des späteren Silbergeldes.

[3]) Diese aus der Zeit des deutschen Ordens stammende Beutnerordnung ist 1614 revidiert worden.

Was nicht lebhaft und tief empfunden aus dem Herzen strömt, kann auch nicht wieder zum Herzen gehen, das ist eine alte, bekannte Lehre. Man traut den Gemütskräften viel zu wenig zu. Was auf das Gefühl des Menschen wirken soll, muß aus dem Gefühl hervorgehen. Wissen ist nur für den Verstand, aber Kunst ist nicht Wissenschaft. Ludwig Richter

Lustige Rundschau



* **Die Eierfrau.** „Sind die Eier ooch frisch?“ — „Na — Datumstempel ham de Hühner noch nich!“

* **Der äußere Eindruck.** „Machte der Angeklagte den Eindruck eines Betrunkenen, als Sie ihn in jener Nacht trafen, Zeuge?“ — „Jawohl! Er hatte eine Uhr mit leuchtendem Zifferblatt in der Hand und versuchte, sich die Zigarre daran anzustecken!“

* **Moderner Haushalt.** Junge Hausfrau: „Wie lange lassen Sie die Eier kochen, Minna?“ — Moderne Perle: „Genau eine Zigarettenlänge, gnädige Frau!“

* **Entfernte Verwandtschaft.** Dame (zu einem großen Mädchen, das ein Baby trägt): „Du bist wohl mit der Kleinen verwandt?“ — Mädchen: „Ganz entfernt. Ich bin die älteste, und sie ist die jüngste von dreizehn Geschwistern.“

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.